Gert G. v. Harling

Ein Leben für die Jagd

66 Jahre gelebte Jagdpassion

BLV

Was ich noch sagen wollte 06

Jagdliches aus der Schublade

Die Last des Alters

Jagen in der Jugend 10

Schöne alte Welt

Mein Jungsjagdparadies –
eine Zeit, die nie wiederkommt

Händewaschen ist Luxus

Eine Welt für sich

Handwerk hat grünen Boden -
Bisam küchenfertig

Aufbruch in den Wald?

Ruhe im Wald –
der wilde Meister und sein Wild

Starke Ricken, starke Kitze
und Ratten des Waldes

Ein langer Weg

Falsche Fährte, falsche Jagd

»L'exactitude est la politesse des rois«
(Ludwig XVIII.) Pünktlichkeit ist die
Höflichkeit der Könige

Aale pöddern

Ich bin doch keine Ente!

Wer so schießt, sündigt

Berühmte Namen – Schall und Rauch

Jägerlatein

Wilddiebe fallen nicht vom Himmel

***Jagen mit meinen Kindern –
ein Kapitel für sich*** 40

Passionsgeschichte derer von Harling

Wenn der Vater mit dem Sohne ...

Damenwahl –
Wein, Weib und Waidmannsheil

Ein Jäger wird geboren

Taubentheater mit Tessa und Trixi

Durch Dornen und Disteln

***Jagen in modischem Tweed
und grünem Loden*** 54

Grün, grün, grün waren
alle meine Kleider

Motten essen Hamster auf

Festgefroren

Lieber ein Sack voll Stroh als
ein Akku voll Strom

Immer gut behütet

Der fliegende Filz

Dresscode – Kleider machen keine Jäger

Kleider machen Beute oder Morgen-
glanz der Ewigkeit ...

Jagen in heimatlichen Gefilden 72

Der Wald hat Ohren

Fast vom Blitz erschlagen

Das Feld hat Augen

Hautnah: Sauen überlisten im Mais

Waffen sind »Persönlichkeiten«

Superdublette

Jagd auf den Geisterbock

Suche nach einem Unsichtbaren

Hamlet lässt grüßen – Jagd oder
Nichtjagd, das ist hier die Frage!

Jagen in guter Gesellschaft – Jagd mit Gschmäckle
Waidgerechtes Töten ist eine Kunst

Jagen in einem anderen Land 108
Wenn einer eine Reise tut ...
Der Schmuggler mit dem Geigenkasten
Grenzstreitigkeiten
Im Labyrinth der Grenzkontrollen
Unter Terroristen
Von der Wiege bis zur Bahre: Formulare, Formulare!

Jagen in Afrika 122
Vom Feld ins Veld
Zum Schnüren fehlt's an Länge
»Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan«
Die Schlange mit dem unanständigen Namen
Aus der Haut fahren und aus der Decke schlagen
Richtung und Wahrheit – verloren im Paradies
Fata Morgana – Durst
Immer dem Wasser nach
Verirrt im Nebel
»Nix Scheiße«
Mein afrikanisches Einhorn
Zweierlei Waidgerechtigkeit?
»Honigvogel nicht gelügt!«
Morgen vielleicht schon tot
Entwicklungshilfe – Afrika tickt anders
Wild statt Rinderzucht
Vom Schießvergnügen zu nachhaltiger Wildbewirtschaftung
Kein Platz für wilde Tiere
Jagdsafaris – ein Beitrag zum Natur-, Arten- und Menschenschutz
Hakuna tabu – kein Problem
Mein erster und mein letzter Leopard

Jagen, um zu überleben 164
Wieder zurück im Land der Germanen
Deutschland, wie haste dir verändert!
Oculi, da kamen sie
Fürs Jagen gelebt – ein Leben ohne Gewähr
Als Jagdbegleiter unterwegs
Abenteuer »Testreisen«
Seniorenjagden
Blende statt Büchse – Fotopirsch durch den Nationalpark
Betrug – Rehböcke »aus der Kiste«
Ein teurer Bär
Angeschweißt und angeschmiert

Jagen im Land der Aborigines 182
Down Under
Good meat!
Andere Jäger, anderes Jagen
Mein erster Wasserbüffel
Neue Welten, alte Sitten

Jagen im Indian Summer 200
Der Zug der Rentiere
Spielball der Wellen
Auf Leben und Tod
Exkurs nach Afrika
Im Reich der Karibus
Rentier-Triplette

Nachgedanken 214
Des Waidmanns Weib – ich war mal eben weg
Der Schöpfung so nah
Grüß Gott, ich bin eine Grüne Dame

Bibliografie 220

JAGEN IN HEIMATLICHEN GEFILDEN

Ich habe mein Leben lang lieber im Wald als in Feldrevieren gejagt, wahrscheinlich, weil ich in einem Hochwildrevier aufgewachsen bin und meine besondere Passion schon immer dem Rotwild galt.

Der Wald hat Ohren

Ich habe mein Leben lang lieber im Wald als in Feldrevieren gejagt, wahrscheinlich, weil ich in einem sehr guten Hochwildrevier aufgewachsen bin und meine besondere Passion schon als Junge dem Rotwild galt.

An eine Hirsch-Episode, wie man sie nur in Waldrevieren erlebt, denke ich noch heute besonders gerne. Sie begann auf einer winterlichen Drückjagd, bei der ich einen Rothirsch mit ungewöhnlichem Geweih vor mir hatte: Weder Aug-, Mittel- noch Eissprosse zierte seine dunklen Stangen. Es war gewiss kein Jüngling, der vor mir durch das lichte Stangenholz trollte, vom vierten oder fünften Kopf mochte er gewesen sein, auf jeden Fall zu stark, um in die Kategorie III b eingestuft zu werden. Nur Hirsche dieser Klasse waren frei.

Abends beim Schüsseltreiben wurde der Hirsch, er war noch zwei weiteren Jägern in Anblick gekommen, zum Hauptgesprächsthema, und mir ging er auch in den nächsten Monaten nicht aus dem Sinn.

Erst in der Feistzeit des darauffolgenden Jahres sehe ich ihn erneut, und wieder hat er weder Aug-, Eis- noch Mittelsprossen. Mehrere Tage sitze ich nahe seinem Einstand, da beschießt ein Jagdgast morgens in der Nähe, auf dem Rückwechsel vom Feld, eine starke Sau.

Zwar ist ein guter Schweißhund bald zur Stelle, aber das Schwein hat einen Gebrechschuss, stundenlanges Hetzen und zweimaliges Stellen bringen es nicht zu Stande. Schließlich wird die Suche abgebrochen.

Auf den nächsten Pirschgängen sehe ich »meinen« Hirsch nicht wieder. Der schreckliche Vorfall geht mir aber nicht aus dem Sinn. Auch als ich wieder am Schreibtisch sitze und mich auf die bevorstehende Brunft freue, muss ich an die Sau und den tragischen Schuss denken.

Schließlich bin ich wieder im Revier. Ich erlebe ein herrliches Brunftkonzert, aber über Nacht wird es wärmer. Der Wind dreht, weht aus Westen, die Hirsche verschweigen. Die Hauptbrunft ist vorüber.

Am Morgen pirsche ich durch den vor Feuchtigkeit tropfenden Wald. Spinnweben hängen schlaff und taubenetzt zwischen den Schilfhalmen

über dem Weg. Braungelbes, verdorrendes Gras neigt sich, von dicken Tropfen schwer geworden, tief zu Boden.
Am Rand einer windgeschützten Wiesenschlenke äsen vertraut vier Tiere mit ihren Kälbern. Wenig später stoße ich auf einen jungen Sechser und einen ungeraden Achter, pardoniere sie aber, in der Hoffnung auf den Abnormen. Als würden die beiden meine Gedanken lesen, verhoffen sie wie zum Hohn, obwohl sie, als ich weiterpirsche, voll in meinen Wind geraten.
Ungefähr 500 Meter weiter, dort, wo vor Kurzem reges Brunfttreiben herrschte und zwei Hirsche lautstark ihre Territorien abgrenzten, empfängt mich gähnende Wildleere. Aber ich bin zuversichtlich. Der September ist noch nicht vorüber, drei Tage dauert es noch, bis der Oktober beginnt. Ich hoffe auf erneuten Wetterumschwung, darauf, dass die Brunft noch einmal aufflammt.
Voller Hoffnung steige ich auf eine offene Kanzel in einer moorigen Erlenwildnis, die nahe an den Tageseinständen des Rotwildes steht.
Ein leichter Windhauch weht Wassertropfen von einer dicken Eiche auf den Boden. Es raschelt, als nähere sich Wild.
Meine Kleine Münsterländerin liegt unter der Leiter. Plötzlich erhebt sie sich. Ihr Körper zittert und scheint sich zu straffen. Gebannt blickt sie in die Krone der Eiche. Da entdecke auch ich eine Eichkatze. Mit schnalzenden Lauten rutscht der rote Waldkobold den Stamm herunter, sucht im trockenen Laub hüpfend nach Eicheln, nähert sich dem Hund bis auf drei Meter und verschwindet in der gewaltigen Krone des uralten Baumes. Das Hörnchen hat die Nerven des Hundes, aber auch die meinen auf eine harte Probe gestellt.
Eine halbe Stunde harre ich noch aus, der Abnorme lässt sich aber nicht blicken. Als ich am Abend erneut zu der Stelle pirsche, kann ich die Kanzel wegen des Windes nicht erreichen, ohne das Wild zu stören. Damwild und eine Ricke mit ihrem Kitz stehen in unmittelbarer Nähe des Hochsitzes, und ich hocke mich gut gedeckt auf den Waldboden ins Farnkraut. Der Bestand gleicht an manchen Stellen einem gepflügten Acker. Sauen haben gebrochen. Die frisch aufgeworfene, dunkle Erde zeichnet sich kontrastreich vom vergehenden Grün ab. Starker Wind bläst von Westen. Ab und zu weht er aus der Ferne den Ruf eines Hirsches zu mir herüber, aber es ist schwer zu orten, von wo genau, wie weit entfernt das Wild steht.
Auf einem braunen Farnwedel sitzt ein dicker Brummer. Mit putzig anmutenden Bewegungen scheint er sich mit seinen Vorderbeinen den Schlaf aus den Augen zu reiben. Nur wenige Tage wird er leben und hat

Ein Feisthirschrudel bei der Äsung.

Im Morgendunst zerfließen die Konturen der Wildkörper.

doch seinen festen und wichtigen Platz im gesamten Naturhaushalt. »Welchen Luxus leistet sich die Evolution?«, meditiere ich. Und dann überlege ich weiter: »Fliegen können ja gar nicht sitzen, sondern nur stehen, aber ›eine Fliege steht an der Wand‹ klingt auch komisch.«

Das Kichern eines Schwarzspechtes reißt mich aus meinen Gedanken, aber an diesem Abend ereignet sich nichts Berichtenswertes mehr. Hatte ich an den vorangegangenen beiden Pirschgängen mehrfach Rotwild vor mir, so sehe ich an diesem Abend kein Stück, obwohl ich bis zum Dunkelwerden auf meiner luftigen Warte harre.

Da, wo ich den abnormen Hirsch vermute, wegen des Windes aber nicht hinkonnte, scheint ein brunftiges Tier zu stehen, denn dort röhren mehrere Hirsche, und ihr Konzert begleitet meinen Heimweg.

Über Nacht regnet es wieder, aber ein Blick auf das Barometer zeigt, dass das Wettertief vorübergezogen ist.

Nach meinen Beobachtungen ist Wild bei sogenanntem Rückseitenwetter, also hinter einer Wetterfront, sei es ein Hoch oder ein Tief, besonders aktiv. Die Erfahrung bestätigt sich: Als ich am nächsten Morgen zu den Erlen pirsche, melden zwei Hirsche.

Auf dem Weg spiegelt sich in den Wasserpfützen das Licht des abnehmenden Mondes. Es ist noch stockfinster, als ich die Leiter hochsteige.

JAGEN IN EINEM ANDEREN LAND

»Wenn einer eine Reise tut,
dann kann er was erzählen«
war ein gängiger Spruch meiner Großmutter.
Wie recht sie doch hatte!

Wenn einer eine Reise tut …

Es nimmt nicht wunder, dass meine Kinder mich häufig auf Jagdfahrten begleiteten. Afrika, Grönland, Kasachstan, England, Ungarn, stets kehrten wir voller aufregender Eindrücke zurück. Den gemeinsamen Flug in den Norden der britischen Insel nach Schottland zu meinem Freund Dr. Peter Swales habe ich besonders gut in Erinnerung.

Die Gesetze über Waffen- und Munitionstransporte sind im Laufe der Jahre komplizierter geworden. Bei Grenzübertritten erwartet den Jäger eine Vielzahl von Unannehmlichkeiten, wenn er geforderte Dokumente nicht vorzeigen kann. Das kann dann auch schon einmal dazu führen, dass bei Fehlen eines Formulars die Jagdreise abgebrochen werden muss.

Die Zeiten, in denen ich meine Büchse im Segeltuchfutteral beim Piloten im Cockpit abgab, am Ende des Fluges wieder in Empfang nahm und »bewaffnet« die Gangway hinunterstiefelte, sind längst Vergangenheit.

In den 1970er-Jahren sah man die Ein- und Ausfuhr von Jagdwaffen noch relativ locker, heute bringt es eine aufwendige Bürokratie mit sich, will man seine Gewehre mit auf die Insel nehmen.

Damals noch ein eher seltenes Szenario, wird man heute von penibelen Beamten an der Grenze genau geprüft, muss Formulare ausfüllen, Gewehre auspacken, vorzeigen, registrieren lassen, wieder einpacken, Patronen nachzählen, Fragen beantworten, warten – was gemeinhin viel Zeit in Anspruch nimmt.

Seit über 40 Jahren reise ich nach Großbritannien. Fasanen in Wales, Rehböcke in England, Rothirsche im Schottischen Hochland, bunte Niederwildstrecken sowie die Natürlichkeit und das Selbstverständnis, mit der Briten auf ihrer Insel jagen – all das ist der Grund dafür, dass ich meine englischen Freunde so gerne besuche.

»Ihr braucht eure Flinten nicht anzumelden, das mache ich schon seit Jahren nicht mehr«, beruhige ich meine Kinder, als wir unsere jährliche Herbstjagd zum Rough Shooting nach Schottland planen.

Wenn es opportun erscheint und bequem ist, wird einem alten Vater noch geglaubt, und so sieht mein hoffnungsvoller Nachwuchs im Vertrauen auf den »Alten« keine Notwendigkeit, seine Gewehre zu deklarieren. Stattdessen werden sie zwischen der Wäsche in Hartschalenkoffern verstaut, meine zerlegte Flinte steckt mit Jacken, Pullovern und Gummistiefeln in einem Seesack, und auf dem Flughafen Köln wird alles Gepäck eingecheckt.
Als wir voller Erwartung darauf warten, dass uns der Billigflieger nach Edinburgh bringt, klingt überdeutlich aus dem Lautsprecher: »Fluggast von Harling bitte umgehend beim Bundesgrenzschutz, Halle XY melden, Herr von Harling bitte!«
Gespannt stiefeln mein Sohn und ich los.
Eine junge Frau empfängt uns mit der freundlichen Frage: »Was haben Sie da drin?« und zeigt auf das Corpus Delicti, meinen grünen Seesack.
Selbstsicher zähle ich auf: »Wäsche, Schuhe, Fernglas, Waschzeug, Flinte ...« – schon werde ich höflich unterbrochen, ob sie die Flinte einmal sehen dürfe. Während mein Sohn das Futteral aus dem Seesack kramt, fische ich in meinen Jackentaschen nach Europäischem Feuerwaffenpass, deutschem Jagdschein, Reisepass, Waffenbesitzkarte, einem abgelaufenen englischen Firearm Certificate und dem INF 3-Papier des deutschen Zolls.
Die Dokumentenflut interessiert die Beamtin nicht im Geringsten. Ich versuche noch, ihr Sinn und Unsinn der Bürokratie zu erklären, mein Sohn unterstützt mich dabei wortgewaltig, aber sie ist zufrieden, als ich sage, ich fahre mit meinen Kindern nach Schottland zur Jagd. So verstaue ich den gesamten Stapel Papiere wieder in meiner Jackentasche, die Flinte verschwindet im Seesack, und wir sind in Gnaden entlassen.
»Wir haben alle eine Flinte im Gepäck«, grinst mein Sohn zum Abschied.
»Ja, ja, ich weiß«, lacht die junge Frau zurück. Sie glaubt an einen Scherz meines Sprösslings, setzt dann aber wieder ihre amtliche Miene auf und erklärt: »Bei uns kann sich niemand mit einer Waffe durchmogeln.« Selbstsicher fügt sie hinzu: »Sie können hundertprozentig sicher sein, selbst eine Maus kann diesen Flughafen nicht verlassen, ohne dass wir das merken.«
Beruhigt über so viel Kompetenz der Sicherheitskräfte an unseren Flughäfen und dass wenigstens deutsche Beamte überzeugt davon sind, dass das Auge des Gesetzes unfehlbar ist, fliegen wir ohne weitere Störungen nach Edinburgh und verbringen unbeschwerte Jagdtage in den Highlands. Die Erinnerung an den Zwischenfall von Köln war rasch verblasst.

Das Nationaltier Schottlands:
das Grouse, ein Moorschneehuhn.

Auf einer Niederwildjagd
in England.

Doch auch der schönste Jagdurlaub geht einmal zu Ende. Wir sitzen wieder in der Hauptstadt der Whiskytrinker, die Gepäckaufgabe und das Einchecken verliefen problemlos, Pass, Zoll und Röntgenkontrolle liegen hinter uns, und meine Kinder haben das Gate bereits passiert. Nur ich werde gebeten zu warten. Mir schwant Unheil.
Als der letzte Passagier abgefertigt ist, während ich mit einigen Beamten des Flughafens allein am Ausgang der Halle stehe, erscheint ein Mann mit meinem Seesack beladen, und ich werde wieder höflich über den Inhalt befragt. »Wäsche, Waschzeug, Stiefel, Flinte ...«, zähle ich auf, schon wird mein Redeschwall unterbrochen.
Mit »Don't worry, I do have all the necessary documents« will ich die aufgeregten Hüter des Gesetzes besänftigen, doch im selben Moment fällt mir siedend heiß ein, dass mein Sohn, der im wartenden Flugzeug sitzt und sich gewiss wundert, dass ich nicht längst neben ihm hocke, die Papiere eingesteckt hat. Ich schildere den Beamten meine missliche Lage.
Fünf Minuten nach offizieller Abflugzeit wird Sohnemann aus dem Flieger gebeten. Er übergibt mir eilig einen Stapel Papiere, verschwindet wieder, und kurz danach sehe ich die Maschine mit meiner Familie und deren Gewehren Richtung Köln entschweben.
Warum denn gerade ich ausgesucht worden sei, begehre ich zu wissen, und nicht meine Kinder mit ihren Flinten.
Ich könne beruhigt sein, in dem Flugzeug sei garantiert kein Gewehr, bisher haben sie noch jeden geschnappt, der eines mitnehmen wollte,

Welch unendliche Weite erschließt sich uns hier in Grönland!

Abendstimmung in den Bergen von Kasachstan.

Marale mit ihrem kapitalen Geweih sind eines der Wahrzeichen Kasachstans.

Am Flughafen Kangerlussuaq
in Grönland.

Kaffernbüffel –
frisch aus der Suhle.

Jagdglück mit Sohn Moritz (re.) und
Kai Wollscheid auf einen Moschusochsen.

JAGEN IM LAND DER ABORIGINES

Die Jagd in der Wildnis, ganz auf sich allein gestellt,
ist nicht jedes Jägers Sache – so entstand die Idee,
Australien, diesen einmaligen Kontinent
mit seiner ganz besonderen Vielfalt an exotischen Tierarten,
für deutsche Jäger zu erschließen.

Down Under

Bevor ich für den Paul Parey Verlag arbeitete, hatte ich in Neuseeland gelebt und unter anderem dort im Auftrag des Landwirtschaftsministeriums Rotwild geschossen. Eine unvergessliche Zeit. Mir war bewusst, dass die Jagd in der Wildnis, ohne fremde Hilfe, nur auf sich allein gestellt, den durchschnittlichen deutschen Jäger überfordert, daher suchte ich für meine Jagdreise-Agentur eine Alternative auf der anderen Seite des Globus.

Damals war Australien in der Gedankenwelt deutscher Jäger noch ein Kontinent mit exotischen Wildarten und sehr, sehr weit von Europa entfernt. Aber ich wusste, es gibt dort starke Keiler und Wasserbüffel im Überfluss, nur kein deutsches Jagdreiseunternehmen hatte bisher diesen Schatz gehoben.

Alles begann vielversprechend: »Du willst Wasserbüffel schießen? Komm rüber, wir haben Hunderte, Tausende!« Meine Kontaktperson, Regierungsangestellter, mit einer Aborigine-Frau verheiratet, war der einzige Weiße in einem Reservat der Ureinwohner. Die Ansiedlung, in der bis auf den einen Weißen nur Aborigines wohnten, bestand aus knapp 100 Blech- und Holzhäusern, besaß einen Laden, eine Schule – und ein Krankenhaus.

Australier behaupten, 90 Prozent der Bevölkerung ihrer Heimat leben in den Städten, 9/10 des Landes bleiben für die Natur. Fährt man stundenlang durch die menschenleere Einöde, gewinnt man tatsächlich den Eindruck. Der Mensch ist nur eine Randerscheinung in Down Under. Der letzte von Europäern in Besitz genommene Erdteil ist überwiegend an seinen Rändern besiedelt, in den ungeheuren Räumen des Inneren herrschen Wildnis, unendliche Weite, Stille und gleißendes Licht.

In Australien scheint alles größer zu sein als bei uns, auf rund 7.700.000 Quadratkilometern leben ca. 25 Millionen Einwohner. Auf der Landkarte wirkt die Entfernung Sydney–Darwin gering, aber es sind über 3.000 Kilometer Luftlinie, und entsprechend einmal quer: Brisbane–Perth rund 3.600 Kilometer.

Kaum zehn Minuten waren vergangen, da rumpelte der Wagen auch schon weiter, als wäre weit und breit nicht ein einziger Tropfen Blut geflossen.
Mit dem zerlegten Rind im Auto ging es dann nach Hause. Alles andere Fleisch sollte zu einem späteren Zeitpunkt eingesammelt werden, hieß es lapidar.

Neue Welten, alte Sitten

Die meisten in Australien eingebürgerten Tiere bereiten auf ihre Weise Probleme: Kamele, Schweine, Büffel, sogar Kröten. Viele von ihnen sind giftig. Aus Südamerika eingeführt, um den Zuckerrohrkäfer zu bekämpfen, wurden einige von ihnen zur Plage, haben Tierarten, die Nahrungsgrundlage für größere Arten waren, vernichtet. Eines der zahllosen Beispiele, wenn der Mensch, in seiner Überheblichkeit versucht, der Natur seinen Willen aufzuzwingen, und »Exoten« einbürgert. Auch der Asiatische Wasserbüffel gehört zu dieser Spezies. Er wurde um 1825 als Arbeitstier nach Australien »importiert«, und die Nachkommen dieser aus Indonesien eingeführten Flug- und Zugtiere richten zum Teil große Flurschäden an.
Alle wilden Tiere haben auf dem fünften Kontinent ein gemeinsames Los: Ihnen wird rigoros nachgestellt. Bei uns sind Tiere durch das Tierschutzgesetz von der »Sache« zum »Mitgeschöpf« geworden, für den Rest der Welt unverständlich. Im Haushalt der Natur ist es das Schicksal eines jeden Geschöpfes, getötet und gefressen zu werden. Selbst der Mensch macht da keine Ausnahme, wird Opfer von kleinsten Lebewesen, wie etwa Bakterien, oder Viren. Der Kreislauf der Natur ist perfekt und nicht veränderbar. Den Luxus, den wir uns mit unseren »Mitgeschöpfen« leisten, können andere Kulturen, andere Religionen nicht nachvollziehen.
Wie oft sehnte ich mich in Deutschland nach ursprünglichem Jagen, bei dem Fleisch als Lebensgrundlage und nicht die Trophäe Vorrang hat, wie oft habe ich Kultur, Zivilisation und einen übertriebenen Stil, der teilweise bis zur Modenschau ausartet, bei der Jagd verdammt. Beim Büffelschießen in Australien habe ich sie herbeigewünscht, habe wieder erfahren, dass Jagd eine Kunst ist, die gepflegt und kultiviert werden will, um mir Freude zu bereiten. Ohne ethische Grundsätze ist Jagen wenig reizvoll.
Manche europäischen Jäger glauben, sie verstünden es zu jagen, haben sich in der Realität jedoch von der Natur immer weiter entfernt, haben eine Notwendigkeit kultiviert und verurteilen Jagdmethoden, die nicht ihrer Maxime entsprechen, oder aber lächeln mitleidig darüber. Sie ken-

nen die Natur kaum noch, sind nicht mehr eins mit ihr, nehmen in sportlicher Selbstüberschätzung lieber einen Fehlschuss oder das Anbleien von Wild in Kauf, als einen Hasen in der Sasse oder einen laufenden Fasan zu schießen, und verbrämen das Ganze mit dem Begriff »Waidgerechtigkeit«. Andere glauben, man könnte der Natur ins Handwerk pfuschen und erfolgreich Wildbewirtschaftung auf 200 Hektar bewerkstelligen. Wer in der ursprünglichen Weite einer von Menschen kaum berührten Natur dem Wild nachstellt, weiß, wie überheblich dieser Gedanke und diese Art zu jagen dem Grunde nach sind.

Meine anschließenden Bemühungen, Interessenten für die Jagd in Australien zu finden, waren erfolglos. Vielen Jägern war die Reise zu lang, die Vorbereitungen dafür zu aufwendig, die Frage, ob es nicht auch in der Nähe Deutschlands Wasserbüffel gebe, erstaunte mich. Zwei Vermittlungen scheiterten, nachdem ich den »passionierten Waidmännern« eröffnet hatte, dass in dem Jagdgebiet kein Alkohol getrunken werden dürfte.

Mit den einzigen beiden Kunden, die ich begeistern konnte und die nach einer Woche auch jeweils mit einem Büffel zurückkehrten, musste ich einen für mich teuren Vergleich schließen. »Die Unterkunft war zu primitiv, entsprach nicht dem Standard einer normalen Jagdreise«, hieß es. Dabei gab es frisches Wasser und ein intaktes Stromaggregat, für australische Verhältnisse wahrer Luxus.

Unsere Vorstellungen von Jagd, von Waidgerechtigkeit, Hege, Trophäenwettbewerb, Wildbewirtschaftung mögen den Pachtpreis eines deutschen Jagdreviers in die Höhe treiben. In der Wildnis, in der Menschen noch in archaischen Traditionen verhaftet sind, auch wenn sie sich moderner Hilfsmittel bedienen, stoßen wir mit unserer Ethik, unseren geschriebenen und ungeschriebenen Gesetzen des Jagdrechts und der Waidgerechtigkeit auf Unverständnis.

Der Mensch soll sich die Erde untertan machen, aber darf er sie deshalb zerstören?

»Ein wenig besser würd' er leben,
hättest du ihm nicht den Schein des Himmelslichts
gegeben; er nennt's Vernunft und braucht's
allein, nur tierischer als jedes Tier zu sein.«

Faust 1 – Prolog, Vers 283–286 (Mephisto)

Das Kanu durchpflügt das glasklare Wasser. Durch rauschende Stromschnellen, gefährlich nahe an gewaltigen Felsen vorbei, schießen wir, durch den Außenborder angetrieben, in brausender Fahrt stromauf, dass die Bugwellen hoch aufspritzen. Immer wieder muss der kleine Außenbordmotor gedrosselt werden, und langsam, vorsichtig die Wasserfläche nach Hindernissen absuchend, lenkt Pierre das Boot geschickt durch die tückischen Klippen.
»Karibu, Karibu!«, zischt unser Führer mit einem Mal, winkt aufgeregt und versucht, das Boot ans Ufer zu manövrieren.
Weder Michel noch ich haben Wild ausgemacht. Eilig ergreifen wir nach der Landung unsere Gewehre, und im Dauerlauf geht es durch verfilztes Weidengestrüpp, ohne Rücksicht auf Geräusche, stetig bergauf. Nach zehn Minuten stehen wir schwer atmend auf einem steinigen Hügel und beginnen an Pierres Worten zu zweifeln, da wir trotz angestrengten Ableuchtens der Umgebung kein Wild entdecken. Pierre aber ist zuversichtlich. Er will das dicht bewachsene Tal zu unseren Füßen durchdrücken, ich den Nebenfluss überqueren und auf dem Nachbarberg warten, während Michel an Ort und Stelle bleibt.
Spielball der Wellen Ich stürme den steilen Hang hinunter und versuche, von Fels zu Fels springend, den breiten Wasserlauf, dessen Strömung weitaus stärker als vermutet ist, zu queren. Die Steine sind glitschig. Ich muss höllisch aufpassen, wenn ich von einem glatten Felsstück auf das andere springe. Trotzdem rutsche ich aus, verschwinde bis zur Hüfte im eisigen Wasser, komme ins Straucheln, kann mich aber, Gewehr und Gesicht, stolpernd, schwimmend, mühsam nach Atem ringend, über Wasser halten, während mich die starke Strömung ins tiefe Wasser stromab reißt. Da fällt ein Schuss. Keuchend, die Büchse hoch über den Kopf balancierend, arbeite ich mich ans Ufer.
Ohne auch nur eine trockene Faser am Leib kehre ich zu unserem Ausgangspunkt zurück und kann Michel zu einem jungen, noch nicht gefegten Rentierhirsch und einem guten Schuss gratulieren. Pierre hat das Stück tatsächlich aus dem Dickicht gedrückt.
In Europa einen Basthirsch zu schießen käme fast einem Verbrechen gleich. Im kanadischen Québec kann man aus den riesigen Rentierherden legal nur Basthirsche schießen, weil aus gutem Grund die Schusszeit auf den Beginn der großen Wanderungen gelegt ist. Wir sollten andere Kulturen, Menschen oder Jagdgepflogenheiten nicht vorschnell verurteilen. Noch zu Zeiten Kaiser Franz Josefs war es in Österreich üblich, Kolbenhirsche zu erlegen. Kann mir jemand erklären, warum das verwerflich sein soll?

An einem Feuer ruhten wir uns aus, trockneten unsere Klamotten und stärkten uns mit Konservenbohnen und geröstetem Rentierherz. Während wir dann unsere Beute aus der Decke schlugen, zogen auf über 500 Meter mehrere Karibus einen Hang hinauf. Michel schaute ihnen auffällig lange grübelnd hinterher.
Das Zerwirken war bald geschafft. Schwärme von Fliegen machten uns dabei arg zu schaffen, krochen in Augen und Ohren, Ärmel und Hosenbeine, und wir vermieden es zu sprechen, um sie nicht auch noch schmecken zu müssen.
Das Wildbret wurde auf drei Rücken verteilt, und wir wanderten über weite Hochebenen, die uns an die Landschaft Schottlands erinnerten, Richtung Kanu. Zwischendurch verschnauften wir, leuchteten die Gegend ab, rauchten eine Pfeife und näherten uns so gemächlich dem Boot. Tief unter uns glitzerte der friedlich anmutende Fluss. Ein Karibu rann quer hinüber. Rücken und Wedel lagen über der Wasseroberfläche. Die

Bei den Wanderungen der großen Karibuherden herrscht eine komplexe Gruppendynamik.

„Manchmal frage ich mich, welchen Sinn das Leben hat, doch wenn ich dann auf der Jagd bin, fällt es mir wieder ein.“

Gert G. v. Harling

Kein anderer aktiver Jagdschriftsteller hat wohl mehr erlebt und geschrieben als Gert G. v. Harling. In über 90 Büchern berichtet der vielfach ausgezeichnete Autor von Waidwerk, Wild und Abenteuern auf nahezu allen Kontinenten der Erde.

Aufgewachsen inmitten eines Jagdparadieses, wurde dem Autor die Jagdpassion in die Wiege gelegt. Vor die Wahl gestellt, als Banker in den Big Apple zu gehen, zog er die Gesellschaft der Wildtiere der amerikanischen Metropole vor, machte seine Liebe zur Schöpfung und die Jagdpassion zu seinem Beruf. Das Zusammenrücken mit der Natur und das Abenteuer bedeuten für ihn höchste Lebensqualität. „Ein Leben für die Jagd“ ist der ehrliche Lebensbericht eines begeisterten Jägers und vielseitigen Globetrotters. Gert G. v. Harling hat nicht nur Jagdgeschichten, er hat auch Jagdgeschichte geschrieben.

BLV

PEFC
PEFC/12-31-006
Dieses Buch ist auf PEFC-zertifiziertem Papier aus nachhaltiger Waldwirtschaft gedruckt.

WG 426 Jagd
ISBN 978-3-96747-055-0
9 783967 470550
www.blv.de